

Dietmar Hermann Heide mann: Kant und das Problem des metaphysischen Idealismus (Kantstudien Ergänzungshefte, 131). Berlin; New York: Walter de Gruyter 1998, 268 Seiten.

Im Mittelpunkt der Studie steht die Entwicklungsgeschichte der Auseinandersetzung Kants mit dem metaphysischen Idealismus. Als idealistisch definiert Heide mann philosophische Theorien, „die dem Bewußtsein oder Idealen gegenüber dem Objektiven oder Realen eine prinzipielle – ontologische oder erkenntnistheoretische – Begründungsfunktion zuschreiben“ (3). Das Problem des Idealismus entspringt einer spezifisch neuzeitlichen Konstellation. Indem Descartes das Bewußtsein der Existenz meiner selbst zum ersten und unumstößlichen Prinzip der

Philosophie erhob, gerieten alle übrigen philosophischen Überzeugungen, einschließlich der Existenz Gottes und der Außenwelt, in Abhängigkeit vom subjektiven Bewußtsein. Idealistisch gemäß der Nomenklatur der rationalistischen Metaphysik ist eine Position, die keine materiellen, sondern nur geistige Entitäten anerkennt. Die extremste Form des metaphysischen Idealismus ist der Egoismus oder Solipsismus, dem zufolge nichts anderes existiert als mein Bewußtsein. Im ersten Kapitel gibt Heidemann einen Überblick über die Versuche der Schulphilosophie, den metaphysischen Idealismus zu widerlegen. Im Rahmen kantischer Vorgaben stellt sich das Problem in der Weise, daß empirische Anschauungen als Erscheinungen des inneren Sinns auftreten, ohne daß von vornherein klar wäre, ob ihnen Gegenstände ‚außer mir‘ korrespondieren. Das erste Argument für die Existenz körperlicher Dinge im Raum findet sich im Paralogismen-Kapitel der *Kritik der reinen Vernunft*, wo Kant die „Idealisten“ kritisiert, die das Dasein äußerer Gegenstände für zweifelhaft halten. Er begründet seine Kritik mit der Unmittelbarkeit der Wahrnehmungen sowohl des inneren als auch des äußeren Sinns. In der zweiten Auflage ändert Kant seine Strategie. Der nun ausdrücklich als „Widerlegung des Idealismus“ betitelte Beweis für die Existenz der Gegenstände im Raum soll die Wirklichkeit äußerer Dinge aus dem empirischen Selbstbewußtsein erschließen: Weil das empirische Bewußtsein meiner selbst in der Zeit bestimmt ist, alle Zeitbestimmung etwas Beharrliches voraussetzt, etwas Beharrliches aber nur im Raum existieren kann, muß es Gegenstände außer mir geben. Wie die Reflexionen aus dem Nachlaß zeigen, hielt Kant das Problem des metaphysischen Idealismus nicht für endgültig gelöst, sondern suchte nach neuen Argumenten, ihn zu widerlegen. Für diese Entwicklung, die Heidemann im zweiten bis vierten Kapitel nachzeichnet, macht er zwei Faktoren verantwortlich: einerseits Anstöße durch äußere Kritik, andererseits eine „Neubestimmung des Verhältnisses von innerem und äußerem Sinn“ (6). Statt Heidemanns detaillierte Interpretation der Argumente Kants im einzelnen wiederzugeben, werde ich mich im Folgenden auf die Frage konzentrieren, inwieweit sie die genannte These zu stützen vermag.

Bekanntlich geriet Kants Theorie des transzendentalen Idealismus bald ins Kreuzfeuer kritischer Rezensenten. In der berüchtigten Rezension der *Göttingischen Anzeigen* brachte Feder Kants Theorie der Empfindungen mit dem Idealismus Berkeleys in Zusammenhang. Vor diesem Hintergrund sieht Heidemann die Umarbeitung der Widerlegung des Idealismus in der zweiten Auflage der ersten *Kritik*. Mit der langen Anmerkung in der Vorrede reagiere Kant unmittelbar auf Feders im Frühjahr 1787 erschienene Schrift *Über Raum und Kausalität* (92f.). Dazu in einer gewissen Spannung steht freilich Kants Behauptung, der Beweis richte sich gegen den problematischen Idealismus Descartes' und nicht gegen Berkeley, der durch die transendentale Ästhetik bereits widerlegt sei (B 274). So sehr die Kritik von außen Kant veranlaßt haben dürfte, die Tragfähigkeit seiner Argumente gegen den Idealismus zu prüfen, so schwierig ist es, die Antwort auf bestimmte Einwände konkret festzumachen. Das gilt zumal für die Zeit nach 1787, als Eberhard, Aenesidemus-Schulze und Tiedemann Kant erneut in die Nähe Berkeleys rückten und ihm Skeptizismus vorwarfen (vgl. 177–185). Ihre Kritik ist viel zu ungenau, als daß sich Kant damit im einzelnen auseinandergesetzt hätte. Deshalb scheinen mir die beiden Teile der These Heidemanns so zueinander in Beziehung zu setzen, daß Kants weitere Beschäftigung mit dem metaphysischen Idealismus zwar möglicherweise durch „äu-

ßere und nicht innere Gründe“ veranlaßt wurde (175), daß der äußere Anlaß aber nicht für den Inhalt der Entwicklung aufzukommen vermag. Was Kant vor dem Hintergrund der nicht verstummenden Kritik seines Idealismus klar wurde, ist die Unhaltbarkeit des Parallelismus zwischen innerem und äußerem Sinn.

Dreh- und Angelpunkt von Kants Beweis der Existenz der Außenwelt ist die These von der Zeitbestimmtheit des Daseins-Bewußtseins. Lange hat Kant um die Annahme eines von der transzendentalen Apperzeption einerseits und vom empirischen Selbstbewußtsein andererseits verschiedenen Bewußtseins des Daseins meiner selbst gerungen. Trotz mancher Unklarheiten in seinen Formulierungen setzte sich ein solches dreigliedriges Modell des Selbstbewußtseins am Ende aber nicht durch. Deshalb ist das von den Idealisten zugestandene „bloße, aber empirisch bestimmte, Bewußtsein meines eigenen Daseins“ (B 275) als innere Erfahrung zu interpretieren. Für das Zustandekommen innerer Erfahrung ist nun zweierlei erforderlich. Erstens müssen Vorstellungen gegeben sein; zweitens müssen die Vorstellungen objektiven Verhältnissen gemäß, das heißt nach Kategorien in der Zeit bestimmt werden. Sowohl in der transzendentalen Ästhetik als auch in der transzendentalen Deduktion versucht Kant zu zeigen, daß sich die Zeit selbst und die Verhältnisse in der Zeit nur im Raum repräsentieren lassen (145–147). In der ersten Analogie der Erfahrung fordert er außerdem etwas Beharrliches, das als ein „die Zeit repräsentierendes Substrat“ (152) fungieren soll. Damit die Widerlegung des Idealismus gelingen kann, muß Kant nachweisen, daß ein solches Beharrliches nur in der äußeren und nicht in der inneren Anschauung gegeben werden kann. Dabei sind zwei Problemkreise voneinander zu unterscheiden, nämlich die Frage, ob innere Erfahrung die Vorstellung von Gegenständen im Raum impliziert, von der Frage, ob die Vorstellung von Gegenständen im Raum ein Produkt der Einbildungskraft sein kann. Während die erste Frage mit Kants Konzeption von Raum und Zeit zu tun hat, betrifft die zweite seine Theorie der Affektion des inneren Sinns. An der Stelle hätte die Klärung des Verhältnisses von innerem und äußerem Sinn zu erfolgen. Obwohl sie in der *KrV* weitgehend fehlt, schreibt Heidemann Kant die These zu, daß alle Vorstellungen ihrem materialen Gehalt nach aus dem äußeren Sinn stammen müssen (162–165). Dabei stützt er sich hauptsächlich auf Kants beiläufige Bemerkung, daß wir von den Dingen außer uns „den ganzen Stoff zu Erkenntnissen selbst für unseren inneren Sinn her haben“ (B XXXIX Anm.). Die knappe Entgegnung auf den Idealismus würde dann lauten: Weil der materiale Gehalt aller unserer Vorstellungen aus dem äußeren Sinn stammt, hätten wir ohne Dinge im Raum nichts, das wir uns einbilden könnten.

Tatsächlich scheint Kant in den Reflexionen der späten achtziger und frühen neunziger Jahre die Frage nach dem Verhältnis des inneren zum äußeren Sinn geklärt zu haben. Was den inneren Sinn betrifft, konnte er dabei auf die in den Anmerkungen zur transzendentalen Ästhetik (B 68f.) sowie in § 24 der transzendentalen Deduktion formulierte Theorie der Selbstaffektion zurückgreifen. Im Gegenzug dazu begreift Kant den äußeren Sinn als das einzige Vermögen, in dem uns Vorstellungen wirklich gegeben werden können. Dafür sprechen beispielsweise seine Erwägungen in R 5653 über das Bewußtsein einer „bloßen Passivität“ des Subjekts (vgl. 189–191). In R 5654 definiert Kant den äußeren Sinn als „ein Vermögen, etwas als außer uns unmittelbar (ohne Vernunftschluß) bewußt und uns dagegen in Relation bewußt zu werden“ (XVIII, 313). Es fragt sich jedoch, inwieweit die neue Bestim-

mung des äußeren Sinns mit dem Beweis zur Widerlegung des Idealismus in Kants Hauptwerk verträglich ist. Wenn der Inhalt unserer Vorstellungen ohnehin nur aus dem äußeren Sinn stammen kann, wieso bedarf es dann des Umwegs über das Problem der Zeitbestimmung und der Annahme von etwas Beharrlichem? Die Antwort scheint mir zu sein, daß Kant die These von der Passivität des äußeren Sinns als eingebettet in eine Theorie der inneren Erfahrung verstanden hat, wonach jede Art von Zeitbestimmung etwas fortdauernd Existierendes voraussetzt. Das Bewußtsein meiner Passivität ist also kein eigenständiges Argument gegen den Idealismus, sondern Teil einer komplexen Überlegung. Aus welchen Komponenten sie sich zusammensetzt, verdeutlicht noch einmal die von Reinhard Brandt erstmals veröffentlichte Leningrader Reflexion „Vom inneren Sinne“. Heidemann bezeichnet sie als Kants „abschließende Stellungnahme zur Idealismus-Frage“ (221). Nichtsdestoweniger bereichert Kant seine früheren Gedanken um einen neuen Aspekt. Bereits in R 6313 hatte er in Anspielung auf die dritte Analogie der Erfahrung argumentiert, das Beharrliche müsse etwas sein, das mit dem empirischen Ich „zugleich“ und folglich außer ihm im Raum existiere (vgl. 209–212). Jetzt spricht Kant von dem Bewußtsein meiner zugleich mit den Gegenständen außer mir fortdauernden Existenz als eines „Weltwesens“. In dieser „kosmologischen Apperzeption“ kommt die modale Zeitbestimmtheit meines eigenen Daseins zum Ausdruck: sie ist das Bewußtsein „ich war, ich bin, und ich werde sein“ (223–226). So bemerkenswert die damit verbundenen Klarstellungen im einzelnen sein mögen, so wenig ändern sie in meinen Augen an Kants Strategie im ganzen. Insofern das „Zugleichsein“ mit den Gegenständen im Raum das „Beharren“ meiner selbst wie der Gegenstände impliziert, trifft Heidemanns Behauptung, Kant bringe das zentrale Argument der *KrV* hier „fast nur beiläufig“ vor (230), allenfalls vordergründig zu. Insgesamt wird man für die Zeit nach 1787 weniger von einer Entwicklung des eigentlichen Arguments zur Widerlegung des Idealismus als von dem Versuch einer Klärung seiner Prämissen und Implikationen zu sprechen haben. Welche Rolle die Bestimmung des Verhältnisses von innerem und äußerem Sinn dabei spielte, hat Heidemann eindrücklich dargelegt. Offen bleibt hingegen die Frage, wie stark Kants Widerlegung des Idealismus von strittigen Vorgaben abhängt. Heidemann äußert die Vermutung, daß sie „wohl nur durch die grundsätzliche Ablehnung seiner Theorie der kritischen Erkenntnisbegrenzung für unzureichend befunden werden kann“ (238). Solange der Gegner nicht mehr als die metaphysische Hypothese eines unsere Vorstellungen verursachenden göttlichen Geistes à la Descartes oder Berkeley zu bieten hat, ist wenig Gefahr in Verzug. Ganz anders verhält es sich, wenn Kants Unterscheidung zwischen einem rezeptiven und einem spontanen Vermögen in Zweifel gezogen wird. Darum dürfte über das Problem des metaphysischen Idealismus das letzte Wort nicht gesprochen sein.

Georg Sans, Berlin